

Im Loch

Millionen verfolgten die Rettung
des Forschers aus der Riesending-Höhle.
Lea Odermatt aus Oberdorf war drin.



Text **Elsbeth Flüeler**

Bilder **Hans auf der Maur, Christian Lüthi, Elsbeth Flüeler**

Ab und zu, wenn Lea in einer Höhle ist, fährt es ihr durch den Kopf: «Und wenn ich hier einen Unfall habe? Dann komme ich nie wieder raus!» Nun hängt sie in einem Schacht, gesichert an einem Seil, schwitzt, bei vier Grad Kälte, im ständigen Luftzug, hat Durst und ist erschöpft. «Wenn diese Rettung aus 1000 Metern Tiefe gelingt, dann kann man aus jeder Notlage gerettet werden.» Wieder



Einsatz am Seil: Lea Odermatt, Geologin.

treibt sie einen Anker in die Wand und bringt eine Lasche an. Es ist gut zu wissen, dass alles unternommen wird, einen Menschen in Not zu retten, man ihn nicht einfach liegen und sterben lässt. Es ist Sonntag der 16. Juni 2014 in der Riesending-Höhle bei Berchtesgaden, 500 Meter unter Tag.

«Notfall Hoehlenrettung, bitte zurückrufen.» Die Nachricht hatte Lea vor sechs Tagen, am Pfingstmontag um 13:30 Uhr erreicht. Früh waren Lea und ihr Freund in die Engelhörner eingestiegen. Sie waren schnell unterwegs gewesen, hatten gegen Mittag die sechs Gipfel der Mittelgruppe schon überschritten. Eine schöne Kletterei in hellem, griffigem Kalk, lang und wild. Lea hatte das Handy aus dem Rucksack genommen: Reicht die Zeit für einen nächsten Grat, den Simmeler? Statt der Uhrzeit sah sie den Anruf und ein SMS von Speleo-Secours Schweiz, der Schweizer Höhlenretter, die bei Unfällen unter Tag zu Hilfe eilen. «Wir Höhlenforscher», sagt Lea Odermatt, «sind eine kleine Gruppe. Man kennt sich. Bei einem Anruf von Speleo-Secours hofft man, dass nichts Schlimmes passiert ist.» Die Höhle und die verunglückte Person kennt sie nicht. Vier Höhlenretter, heisst es, seien schon unterwegs. Lea soll in Bereitschaft bleiben. Wieder zu Hause, holt sie ihre Höhlenforscher-Ausrüstung aus dem Keller und packt das persönliche Rettungsmaterial mit ein.

Der Unfall in der Höhle

«Was ist das für ein Riesending?», sollen im Jahr 2002 die Höhlenforscher gefragt haben, als sie zwischen karstigen Dolinen am Untersberg die Höhle entdeckten. Seither heisst die Höhle so. Bis auf 1148 Meter hinunter sind die Höhlenforscher in den letzten zwölf Jahren vorgedrungen, haben unzählige Schächte in die Tiefe befahren, haben fast zwanzig Kilometer vermessen und kartiert – einen Bruchteil des ganzen Systems, so schätzen sie. Und bereits ist das Riesending die tiefste Höhle Deutschlands und eine von 100 Höhlen weltweit, die mehr als 1000 Meter tief sind. Generationen von Höhlenforschern werden hier Neuland betreten. Dann werden sie wohl auch die vielen Schlote erkunden, die nach oben und vielleicht an die Oberfläche führen. Doch bis da bleibt der Eingang am Untersberg, einem Berg in den Berchtesgadener Kalkalpen und nahe der österreichischen Grenze, der einzige Zustieg zur Höhle.

Hier war am Samstag vor Pfingsten der 54-jährige Johann Westhauser, ein erfahrener Höhlenforscher aus Stuttgart, mit zwei Kollegen in die Höhle eingestiegen. In der Grossen Halle, in 1000 Metern Tiefe und mehr als sechs Kilometer vom einzigen Ein- und Ausstieg entfernt, passiert das Unglück. Am Pfingstsonntag, 8. Juni, um halb zwei Uhr in der Nacht verletzt ein herabfallender Stein den Höhlenforscher schwer an Oberkörper und Kopf. An ein Hinauskommen aus eigener Kraft ist nicht zu denken. Einer aus der Gruppe kehrt um, steigt zwölf Stunden hoch, allein, 1000 Meter durch viele senkrechte Schächte und entlang von glitschigen Wänden.

Um 14:40 Uhr erreicht sein Notruf die Bergwacht Bayern. Er ist Deutscher, doch er wohnt in Bern und er weiss: Die Bergwacht macht ihre Aufgabe toll, jedoch am Berg. Für eine Rettung aus einer Höhle, geschweige denn aus einer Höhle wie dem Riesending, dafür ist die Bergwacht nicht gewappnet. Und so bittet er, dass man die Schweizer Höhlenretter um Hilfe rufe: Die können das.

Erste Hilfe

Gegen Abend, nur wenige Stunden, nachdem der Notruf bei der Bergwacht eingegangen ist, steigt eine Erste-Hilfe-Gruppe, ein Arzt und elf Retter, in die Höhle ein, darunter auch die vier Schweizer von Speleo-Secours, welche die Rega zum Untersberg geflogen hat. Mit dabei haben sie das Cave-Link, ein Funksystem, das die Höhlenforscher des Hölllochs entwickelt haben und das aus der Tiefe SMS senden kann. Zwölf Stunden, so rechnen sie, werden sie bis zum Unfallort brauchen. Am frühen Morgen melden sie nach draussen, der Patient sei ansprechbar. «Aber es geht ihm nicht gut.» Westhauser ist einseitig gelähmt, kann weder essen noch schlucken.

Die zwölf Stunden, welche die Erste-Hilfe-Gruppe zum Verletzten hinuntersteigt, nutzt Rolf Siegenthaler, Obmann der Berner Gruppe von Speleo-Secours, um sich auf einen möglichen Einsatz vorzubereiten. «Wir können kommen»,

sagt er deshalb, als ihn die Bergwacht Bayern am Montagmorgen anruft. In sein schwarzes Moleski- ne notiert er mit feiner Schrift: «7:07 Anruf Bergwacht». Dann bittet er, den administrativen Weg zu beschreiten, damit die Höhlenretter aus der Schweiz im Ausland den Kollegen retten dürfen. Kurze Zeit später fliegt ein zweiter Helikopter der Rega mit vier Höhlenrettern nach Berchtesgaden, nun in offizieller Mission. Rolf Siegenthaler aber bleibt vorerst in Bern und bietet seine Leute für die Rettung auf. Die Geeignetsten nur sollen zum Einsatz kommen. «Nicht alle Retter», sagt er, «können in solche Tiefen absteigen und über längere Zeit da bleiben. Man muss gut auslesen, wer da überhaupt noch funktionieren kann.»

Die Rettungstrupps formieren sich

Zu diesen wenigen Personen zählt die 36-jährige Oberdorferin Lea Odermatt. Mit 17 Jahren fing sie mit Klettern an. Nur wenig später stieg sie zum ersten Mal in eine Höhle ein. Damals auf der Bannalp packte sie die Begeisterung für das Höhlenforschen: für die Natur unter Tag, aber ebenso sehr für die Menschen, welche die Höhlen erforschen. Die Höhlenforscher seien Freaks, sagt Lea, angetrieben von der Faszination, Neuland zu entdecken, Orte auf diesem dicht besiedelten Planeten, wo zuvor nie jemand war. Da gebe es keinen Unterschied zwischen dem Professor und dem Lastwagenfahrer. «In der Höhle sind alle auf das Wesentlichste reduziert, im Dreck und im Schlamm.»

Mit 20 Jahren macht Lea Odermatt, die inzwischen ihre Freizeit wenn immer möglich am und im Berg verbringt, ihr Hobby zum Beruf. Sie studiert in Bern Geologie und erforscht mit den Berner Höhlenforschern das Siebenhengste-Hohgant-Höhlensystem. Es ist nach dem Höllloch die zweitgrösste Höhle der Schweiz und ähnlich anspruchsvoll wie das Riesending. Hier erweist sie sich als begabte Höhlenforscherin. «Lea», sagt Rolf Siegenthaler, «konnte ich mit gutem Gewissen anbieten.»

Lea, inzwischen Geologin und auf Naturgefahren spezialisiert, geht am Dienstag nach Pfingsten ins Büro zur Arbeit, immer in Bereitschaft und zur Abreise bereit. Schon dreimal war sie für Speleo-Secours Schweiz im Einsatz. Einmal galt es eine tote Kollegin zu bergen. «Das war unfassbar», sagt sie.

Abends, da fährt sie nach Bern und trifft sich mit einem Kollegen, der die Riesending-Schachthöhle aus eigener Erfahrung kennt. «Er hat gelacht

Das Riesending ist wirklich riesig und die Bahre geht durch die engsten Stellen hindurch. Dies melden sie per SMS nach oben, an die Bergwacht, die inzwischen einen Einsatzstützpunkt im Feuerwehrlokal von Berchtesgaden eingerichtet hat. Hier trifft Rolf Siegenthaler am Mittwochmorgen mit einer dritten Gruppe Schweizer ein und wechselt sein schwarzes Moleskine gegen weisse Einsatzpläne aus. Die Retter, so hat er inzwischen in Gesprächen mit Kennern der Höhle erfahren,

werden grosse Schwierigkeiten zu bewältigen haben: Steinschlaggefahr in den Schächten, unterirdische Bäche und Wasserfälle, die bei starkem Regen oder Gewitter ein Durchkommen verhindern könnten. Kommen die weiten Distanzen und die grosse Tiefe hinzu. Zusammen mit einem Höhlenretter aus der Ostschweiz übernimmt Siegenthaler die Einsatzleitung rund um die Uhr. Alle 12 Stunden wechseln sie sich ab. Denn inzwischen sind Retter Tag und Nacht in der Höhle



Der Einstieg ins Riesending: Mit einem Plastikband gekennzeichnet.

und gesagt: Wechsle die Rollen am Abseilgerät aus, du wirst sie brauchen.» Die Rettung würde wohl bis zu zehn Tage dauern. Wie Lea nach Hause kommt, da packt sie auch die Schlafmatte zu ihren Sachen.

Rettung naht

In der Riesending-Höhle bei Berchtesgaden hat inzwischen die zweite Gruppe Schweizer den Verletzten erreicht. Mit der Bahre, zusammengebaut und am Stück, haben sie den Abstieg in 1000 Meter Tiefe gemacht und dabei geschaut, ob es einen Sprengtrupp braucht. Es stellt sich heraus:

unterwegs und laufend treffen neue Retter beim Stützpunkt ein: aus Italien, Österreich, Deutschland und aus Kroatien. Die beiden Einsatzleiter aus der Schweiz teilen sie in Einsatzgruppen ein, weisen sie an, delegieren und dirigieren – und überwinden dabei kulturelle Gräben.

Denn jede Nation, so zeigt sich, funktioniert auf ihre Weise sehr gut, aber alle anders, und noch nie in der Geschichte der Höhlenrettung hatten internationale Rettungstrupps in einer derart gross angelegten Aktion derart eng zusammengearbeitet. «Wir mussten uns zu Beginn beweisen und uns gegenseitig überzeugen», sagt Siegenthaler.

Gross angelegt wie noch nie

Insgesamt 202 Retterinnen und Retter werden schliesslich in der Höhle zur Rettung Westhauers beitragen. «Keine Person zuviel», schätzt Siegenthaler. «Es brauchte alle.» Weitere 500 Personen standen am Höhleneingang und in Berchtesgaden im Einsatz: Feuerwehr, Polizei und Bundeswehr sowie freiwillige Helfer des Roten Kreuzes. Letztere verpflegten alle an der Rettung Beteiligten, ebenfalls rund um die Uhr. Alle und alles wurde jederzeit aufs Schärfste von den Medien beobachtet. Denn von Beginn an erregte die Rettung internationales Aufsehen. Bald schon lauerten Dutzende von Medienvertretern den Rettungskräften auf, spähten und lauschten, gierig auf jede Nachricht aus der Tiefe. Dem Verletzten, so erfuhr deshalb auch die Öffentlichkeit, ging es sehr schlecht. «Als ich in Berchtesgaden eintraf», sagt Siegenthaler, «rechnete man mit einer Bergung.» Man befürchtete, der Verunfallte würde sterben. Die Stimmung war getrübt. Doch dann wendete sich das Blatt. Aus der Bergung wurde eine Rettung. Endlich, in der Nacht auf Donnerstag, gab es sogar gute Nachrichten: Der Rücktransport des Verletzten sei möglich.

Drei Dutzend Personen sind nun in der Höhle unterwegs, säubern Steinschlag-gefährdete Stellen, sichern gefährliche Passagen notbehelfsmässig mit Seilen und Stiften. Sie richten in den Biwaks das Cave-Link-System für SMS-Nachrichten ein und rüsten sie mit Schlafsäcken, Matten und Kochern aus. Italienische Rettungskräfte legen eine Telefonleitung, ein zweites, zusätzliches Kommunikationssystem. Nun ist die Höhle für all jene Retter bereit, welche sie für den Transport des Verletzten mit Seilen und Haken einrichten würden.

Es geht los

Höhlenretter wie Lea. Am Donnerstag erhält sie das Aufgebot. «Es hat geheissen, es geht los, dann wieder nicht.» Am Freitag folgt der definitive Bescheid. Lea ist Teil einer vierten Gruppe aus der

Schweiz. Treffpunkt morgens um 8 Uhr auf dem Parkplatz des Länderparks. Am Nachmittag telefoniert Lea nach Bern, stellt den Chef vor vollendete Tatsachen. Sie würde Überstunden kompensieren. «Er hat das gut aufgefasst», sagt sie.

Um 17:30 Uhr, in der sogenannten Grossen Halle, 1000 Meter unter Tag, startet an diesem Freitag, begleitet von zwei Ärzten, der Transport des Verletzten. Am Samstag gegen 4:00 Uhr früh erreicht die Bahre das Biwak 5. Die technisch heikelste Etappe, der Reitgrat, eine fast senkrecht aufgestellte Platte, über dessen Kante die Höhlenforscher sich rittlings und hoch über dem Abgrund bewegen, ist geschafft. Der Patient ist in stabilem Zustand. Nach einer vierstündigen Pause, am Samstagmorgen, kurz nach 8:00 Uhr setzen die Retter ihren Einsatz fort. Vor ihnen liegt die Lange Gerade, ein fast waagrecht Gang in 900 Metern Tiefe. Knapp 100 Retter sind zu diesem Zeitpunkt im Einsatz, an der Bahre oder am Einrichten der Höhle für den Transport.

In Stans, auf dem Parkplatz des Länderparks, hat Lea ihren blauen Schleifsack eben in den Minibus gepackt. Die Fahrerin ist Serbin. Ein Höhlenforscher aus Kriens sitzt schon im Auto. Sie fahren nach Seewen, laden drei Höllloch-Speleologen auf. Weiter geht es nach Pfäffikon, wo vier weitere Speleologen warten. Dann sind sie zu neun. Eine Reportage des Magazins «Geo» zur Riesending-Schachthöhle macht die Runde, mit Bildern unter anderem des verletzten Johann Westhauser.

Lea kennt die Reportage. Schon oft hatte sie von der Riesending-Höhle gehört, wie wunderschön sie sei. «Die ist ja viel zu gross für mich», hatte sie gedacht, damals als sie die Reportage las, und doch gehofft, dass sie die Höhle einmal befahren würde.

Lea hat schon viele Höhlen auf der Welt besucht. Wo sie auch hinreist, da trifft sie sich mit Speleologen. In Madagaskar war sie mit Primatenforschern in der Tiefe unterwegs. In Abchasien half sie die Sneschnaja-Höhle für die Forschung einzurichten, mit 1370 Metern auf der Weltrangliste

der tiefsten Höhlen die Nummer 17. Seither weiss sie, dass es in der Tiefe die Kräfte gut einzuteilen gilt, denn mit jedem Tag schwinden sie, und je weiter hinunter man steigt, desto länger und anstrengender wird der Ausstieg. Wer ihn schaffen will, braucht Reserven.

Ein Rädchen im Triebwerk

Um 17:00 Uhr treffen sie in Berchtesgaden ein, fahren zum Stützpunkt und melden sich an. Anderthalb Stunden später bringt sie der Minibus zur Kaserne in der Stadt. Auf dem Kasernenplatz gibt es Koch- und Esszelte und einen Anhänger voll Bier. Lea und ihre Kollegen lassen sich bewirten. Rund um den Exerzierplatz stehen Autos und Container mit den Logos der Rettungstrupps, der staatlich unterstützten Bergwacht Bayern und des Soccorso alpino speleologico. Dazwischen, etwas verloren, steht das Zelt der Schweizer Höhlenforscher, gekennzeichnet einzig durch ein Transparent.

«Wir Schweizer Höhlenretter», sagt Rolf Siegenthaler, «sind eine Selbsthilfegruppe mit viel hochspezialisiertem Wissen, aber wenig Geld und vergleichsweise wenig Material.» Rolf Siegenthaler hat inzwischen die Einsatzpläne für Lea und ihre Kollegen bereit und übermittelt sie an die Kaserne. Sie sind die Einsatzgruppen EG3 und EG4. Am nächsten Tag um neun wird sie der Helikopter zum Einstieg der Höhle fliegen.

Von da an, erzählt Lea später, fühlt sie sich wie ein kleines Rädchen im grossen Triebwerk der Rettung, doch mit einer präzisen Aufgabe, einem ebenso präzisen Ort in der Höhle und einer Zeit, die ihr aufgrund ihrer Kräfte zur Verfügung stehen werden.

Lea geht schlafen. «Die Fahrerin», sagt Lea, «hat auch in der Kaserne geschlafen. Sie hat keine Ahnung gehabt, warum wir hier waren und weshalb.»

In dieser Nacht auf den Sonntag, 900 Meter unter der Erdoberfläche, bewältigen die Retter die Lange Gerade, den 500 Meter langen, beinahe

waagrechten Gang durch den Berg. Am Sonntagmorgen erreichen sie Biwak 4, auf 930 Meter – planmässig. Sie machen eine Pause. Von jetzt an werden sie den Verunglückten durch viele Schächte hinauf in die Höhe ziehen.

Letzte Vorbereitungen

Am Sonntagmorgen sitzen Lea und die Höhlenretter von Speleo-Secours in der Kaserne in Berchtesgaden beim ausgiebigen Frühstück. «Man konnte wählen zwischen Bundeswehrkaffee und Bergwachtkaffee.»

Sie probiert beide. Welcher besser war, weiss sie nicht mehr. Deutsche Brühe sei es gewesen, aber ein besonderes Erlebnis, Bundeswehrkaffee zu trinken.

Dann packt sie ihre Sachen, Kleider und Essen in ihren Schleifsack, dazu ein 150-Meter-Seil. Ihre Kollegen nehmen Anker, Laschen, Bohrmaschinen, Akkus und Karabiner mit. Dann ziehen sie sich für den Einsatz an: gegen die Kälte ein blaues Kombi aus Vlies, gegen die Feuchtigkeit ein gelbes Kombi aus wasserdichtem PVC, darüber Knieschoner, Klettergurt, Gummistiefel, den weissen Helm ... Doch wie Lea die Lampe auf dem Helm testet, da packt sie die Angst: Kann sie das überhaupt? Etliche Retter, so hat sie erfahren, hatten umkehren müssen, weil sie zu viel Gepäck mit dabei hatten, weil die Höhle so gross ist ... Man versichert ihr: Es werde übertrieben, die Höhle sei gross, technisch zwar nicht ganz einfach.

Um 9:00 Uhr bringt der Helikopter Lea und ihre Kollegen zum Höhleneingang, inzwischen ein Zeltdorf auf 1800 Metern. Jede Nation, nebst der Bergwacht Bayern auch die Höhlenretter aus Italien, Österreich, Kroatien und der Schweiz, hat hier ihre Leute stationiert, die den Kontakt zwischen dem Einsatzstützpunkt und den Rettern in der Höhle sichern. Eben steigen die Schweizer Höhlenretter der zweiten Gruppe aus der Höhle aus. Nach fünf Tagen in der Höhle sind sie müde und sehr erschöpft.

Der Einstieg in die Höhle

Noch einmal gibt es letzte Anweisungen für Lea und ihre Kollegen und ein Lunchpaket pro Person mit Teigwaren, Fleisch, Pumpernickel und Süßigkeiten darin. Lea erhält in letzter Minute von einem Italiener ein Telefon in die Hand gedrückt, ein Kästchen, «so gross wie früher das Barryvox und rot, mit einem Hörer und einem Kabel dran», beschreibt es Lea. Dazu zwei Überbrückungszänglein. Sie soll sich häufig melden. Dann steigen sie in die Höhle ein, kriechen bäuchlings durch einen engen Trichter, der auf 23 Metern schräg und steil in die Dunkelheit führt, halten sich an den Wänden und schieben dabei ihre Schleifsäcke vor sich her. Es hat Schnee, ist plötzlich kalt. Kurz darauf stehen sie vor einem ersten grossen Schacht, seilen sich 60 Meter ab zum nächsten grossen Schacht: 180 Meter ist er tief. Lea trägt ihren Sack nun am Rücken. Denn würde sie ihn, wie beim Abseilen üblich, an den Gurt schnallen, so könnte er Steinschlag auslösen. Während sie das Seil hinuntergleitet, konzentriert sie sich darauf, das Gleichgewicht zu halten. Trotzdem nimmt sie wahr, wie wunderschön die Höhle ist, hell und aus einem ganz anderen Kalk als die Höhlen, die sie kennt.

Ein kurzer Halt nur, und wieder seilen sie sich durch den nächsten Schacht ab. Schon sind sie auf 350 Meter unter Tag, steigen kurz durch einen Seitengang zum Biwak 1 auf, deponieren Essen und Material, kehren zurück zum Hauptschacht und steigen weiter ab, immer am Seil, in einem ständigen Auf und Ab. «Nirwana» heisst diese Stelle. Bald schon sind sie am «Mäander», der auf der Karte nach einem Katzensprung ausgesehen hatte, in Wirklichkeit jedoch eine viele hundert Meter lange, gewundene Schlucht ist, einen knappen Meter breit nur und Dutzende Meter hoch. Auf zwei Felsbändern, die beidseits der Felswände auskragen, nur wenig mehr als fussbreit, lässt sie sich durchqueren. Dazwischen liegt ein Spalt, durch den man 40 bis 50 Meter weiter unten den Bach rauschen hört. Wo der Spalt sich öffnet und

ein Abstürzen möglich ist, haben die Höhlenretter zwei Tage zuvor Stifte in den Fels getrieben. Der Mäander ist der Einsatzort von EG4. Von Nirwana abwärts werden sie Seile spannen, damit die Retter sich und die Bahre werden sichern können. Zudem werden sie in der Mitte des Mäanders den «Waschsalon» mit einer Plane abdecken, einen mehrere Meter hohen Felsabsatz, über den ein vier Meter breiter Regenvorhang fliesst.

Glitschige Wände, tiefe Schächte

Lea und ihre Kollegen, die EG3, gehen weiter, fast eine Stunde lang. Schritt für Schritt tasten sie sich durch den Mäander, lagern das Gewicht vom einen Fuss auf den andern und halten sich an den nassen, glitschigen Wänden. Dann steigen sie weiter ab bis unterhalb von Biwak 2 auf mehr als 500 Meter unter Tag. Sie kommen dabei an Orten vorbei, deren Namen Bände sprechen:



Beim Einrichten in der Traverse oberhalb von Biwak 2.

Exzentriques-Schacht, Lagune des Schweigens, Riviera. Sie durchqueren eine abfallende Traverse mit zahlreichen Schächten und Stufen. Steigen weiter ab zu ihrem Einsatzort, einem 60-Meter-Schacht. «Schluss mit Lustig» heisst er. Darunter folgt der Lets-Fetz-Canyon. Hier machen sie sich an die Arbeit, knüpfen Schlingen, wo der Fels dies erlaubt, bohren Anker in den Fels, befestigen Laschen und spannen die Seile: eines für den Bahnenbegleiter zum Aufstieg, eines für die Bahre und ein drittes zu deren Sicherung. Immer wieder wechseln sie sich ab und ruhen sich aus. «Bei der Höhlenrettung», sagt Lea, «besteht die Hälfte der Zeit aus Warten.» Lea findet da und dort eine Nische. Dann nimmt sie das rote Kästchen, isoliert die Kupferdrähte ab, klemmt die Zangen des Überbrückungskabels an den Kupferdraht und telefoniert nach draussen. «Tedesco, tedesco», sagt sie dann. Etwas später, nachdem sie ein paarmal mit der Bergwacht verbunden wurde: «aus der Schweiz, aus der Schweiz». Dann ist sie mit ihren Leuten von Speleo-Secours verbunden, die am Höhleneingang postiert sind. «Die Verständigung hätte sonst nicht geklappt», sagt sie. Es sei nicht nur die Sprache gewesen, zu verschiedenen arbeiten die Nationen. Dann berichtet Lea, wo sie sind, wie sie vorwärts kommen.

Wie viel ist ein Menschenleben wert?

Am Sonntagmittag macht sich der Staatsminister Joachim Herrmann oben am Höhleneingang ein persönliches Bild von der Lage. Vor Jahren hatte er beschlossen, dass die Bergwacht finanziell zu unterstützen sei. Der Unfall gibt ihm recht, ist beste Werbung für ihn und seine Politik. Geld soll auch weiterhin keine Rolle spielen, sagt er und bedankt sich bei allen Beteiligten und den Organisationen für ihr Engagement.

In der Tiefe leisten die Höhlenretter Schwerarbeit unter härtesten Bedingungen: bei vier Grad Kälte, ständigem Wind, einer Luftfeuchtigkeit von beinahe hundert Prozent und Gischt. «Wenn wir es schaffen», sagen sie immer wieder, «wenn wir

es schaffen, den Verletzten aus 1000 Meter unter dem Boden zu retten, mit dieser Verletzung, dann kann man aus jeder Notlage gerettet werden.» Dieser Gedanke treibt sie an und gibt ihnen Kraft. Dass sie sich selber Gefahren aussetzen, daran denken sie kaum.

Längst fragen die Medien, wie sich diese Rettungsaktion rechtfertigt, was sie kostet und wer das alles bezahlen soll. Lea kennt die Bedenken. Im Beruf ist sie mit der Frage nach dem Wert eines Lebens oft konfrontiert: Wie hoch ist der Preis für eine Steinschlagverbauung? Wie hoch für eine Sanierung des Steilbords entlang eines Wildbachs? Fünf Millionen ist der Richtwert jeweils, so viel darf eine Massnahme zum Schutz eines Menschenlebens kosten. Diese Rettung, schätzt Lea, mit allen Freiwilligen, wird weniger kosten. Aber Geld spielt hier keine Rolle. Nicht unten in der Höhle. Die Höhlenforscher sind eine Familie. Und einer von der Familie ist in Not.

Das Material geht aus

Lea und ihren Kollegen geht nach einigen Stunden Arbeit das Material aus. Dabei hatten sie so viel wie möglich in die Höhle getragen! Doch in der Riesending-Höhle ist ein 40-Meter-Schacht ein Absatz, eine Dreimeter-Schwelle eine Stufe. Wieder nimmt Lea das Telefon, isoliert die Kupferdrähte ab, überbrückt, nimmt den Hörer in die Hand ... Die Leitung ist tot. «Das war der Moment, der allen die Moral genommen hat. Plötzlich war man müde, hatte Hunger. Mir war kalt, es ging immer ein Luftzug», erinnert sie sich.

Sie arbeiten weiter, so weit das Material reicht. Dann brechen sie ab, tasten sich durch den Mäander zurück zu ihren Kollegen von EG4, welche die eine Hälfte der engen Schlucht mit Seilen gesichert und die Arbeit am Waschsalon eben beendet haben. Auch sie haben zu wenig Material, sind deshalb mit ihrer Arbeit nicht fertig geworden. Gemeinsam gehen sie durch das Nirwana und weiter hinauf zum Biwak 1. Beinahe zwei Stunden sind sie unterwegs. Lea merkt, wie

müde sie alle sind, verbraucht von der Anstrengung. «Plötzlich war die Höhle zu gross. Nur in der Gruppe fühlten wir uns gut aufgehoben.» Als sie ankommen, ist die Zeit vorgerückt. Wie spät es ist, weiss Lea nicht. Unter Tag gibt es keine Nacht.

Müde bis zur Erschöpfung

Das Biwak ist gut eingerichtet, mit einer Folie abgedeckt. Es gibt Gummimatten und Schlafsäcke. Einer der Gruppe hat starke Krämpfe. Er hat zu wenig getrunken, wie alle. Alle haben sie zu wenig getrunken und alle frieren sie. Lea schickt ein SMS per Cave-Link hinaus, bittet um Nachschub an Material. Dann kochen sie Wasser in einem kleinen Kocher. «Es ist wichtig, dass man etwas Warmes in den Magen bekommt», sagt Lea, «egal was. In der Höhle isst man nicht, da nimmt man Nahrung auf.» Wie das Wasser siedet, kippen sie Fertigteigwaren und chinesische Nudeln in die Pfanne, schnetzeln Wurst aus dem Lunchpaket hinein. Nach dem Essen richten sie sich zum Schlafen ein. Es ist eng. Lea ist froh, dass sie liegen kann, möglichst horizontal. Ihr Luxus ist in diesem Moment die wärmende Kappe auf dem Kopf. Bevor sie in den Schlafsack kriecht, schreibt sie noch einmal ein SMS per Cave-Link: «Wir brauchen Material, sonst können wir nicht weiterarbeiten», und hofft auf eine Antwort. Dann legt sie sich schlafen.

Am nächsten Morgen ist Lea als erste wach. Wieder kocht sie Teigwaren. Hauptsache es kommt etwas Warmes in den Bauch. Noch immer gibt es keine Nachricht von draussen. Sie weckt die anderen. Doch ein Teil der Gruppe bleibt liegen. Sie hatten am Tag zuvor viel geleistet und sich dabei zu sehr verausgabt, sagen, ohne Material, nur mit Bohrhaken sei eh nur wenig auszurichten. Die Stimmung im engen Biwak ist auf dem Nullpunkt. «Dann bohren wir halt», sagt Lea und schreibt wieder ein SMS über Cave-Link hinaus: «Wir brauchen neue Personen und Material.» Wenig später zeigt sich, dass nicht nur das Telefon, sondern auch Cave-Link zusammengebrochen war; die

Nachrichten von Lea waren in der Höhle stecken geblieben. Die Antwort von draussen kommt zu spät, ein Teil der Gruppe wird aus der Höhle aussteigen. «Das war richtig so», sagt Lea. «Man muss zu sich selber schauen.»

Neuer Aufbruch

Das Rettungsteam mit der Bahre erreicht um 6:30 Uhr Biwak 3 auf 700 Metern Tiefe. Über Nacht hat es den Verletzten an Flaschenzügen senkrecht hochgezogen – Grosse Schräge nennt sich dieser Abschnitt – und dabei einen 200 Meter langen Wasserfall passiert. Die Retter pausieren und bereiten sich auf den Aufstieg zum Biwak 2 vor. Am Abend werden sie aufbrechen.

In Biwak 1 trennt sich die Gruppe. Lea und zwei Kollegen gehen mit Bohrmaschine und Bohrhaken zurück zum Mäander, um die letzten Passagen einzurichten. Unterwegs finden sie ein 200-Meter-Seil. Von da an wendet sich das Blatt. Kurz darauf klappt auch die Verbindung per Telefon wieder. Lea hat Verbindung nach draussen. «Das gab Auftrieb», sagt Lea. Noch einmal bittet sie um neues Material und nun auch um Ablösung für sich und ihre zwei Kollegen. «Länger als zwei Nächte in der Höhle bleibe ich kaum», sagt Lea, «ich fange an, schlecht zu träumen.» Dann richten sie den Mäander ein. Die Bahre wird die engen Radien nicht waagrecht passieren können. Man wird sie aufstellen, kehren, drehen, hochziehen und wieder herunterlassen müssen. Nicht nur für die Retter, auch für den Verletzten ein schwieriges und kräfteraubendes Unterfangen. Schon beim Einrichten müssen Lea und ihre Kollegen jede einzelne der Bewegungen vorausdenken und die Anker, Sicherungsseile und Flaschenzüge entsprechend setzen.

Es ist bereits Abend, als sie die Mitte des Mäanders erreichen und damit auch den Waschsalon und die Plane, welche ihre Kollegen am Tag zuvor gespannt hatten. Das Material ist nun restlos aufgebraucht. Ebenso die Kräfte. Endlich trifft die Ablösung ein. Sie übergeben, erleichtert,



6



- 1 Ein Tag Schwerstarbeit und dann zwei Stunden zurück. Die letzten Meter Aufstieg zum Biwak 1.
- 2 Im Mäander. Höhlenrettung heisst auch Warten.
- 3 3-Punkt-Aufhängung für den Flaschenzug. Im 60-Meter-Schacht oberhalb von Biwak 2.
- 4 Warten auf den Aufstieg am 180-Meter-Schacht. Das Licht der Stirnlampen der anderen Höhlenretter spiegelt sich im Objektiv.
- 5 Materialsäcke zwischen Waschsalon und Biwak 1, eine Orientierungshilfe für Lea und ihre Kollegen.
- 6 Hauptsache etwas Warmes im Bauch. Abendessen am zweiten Tag.
- 7 Im Aufstieg aus dem 180-Meter-Schacht.

7



und kehren zurück zum Biwak 1. Lea friert und hat Hunger. Kurz vor dem letzten Aufstieg zum Biwak, in einer Nische, hat sie einen Teil des Lunchpakets deponiert. Es hat noch Gummibärchen. Sie sind farbig und haben die Form von Schlümpfen. «Sie geben mir vielleicht die nötige Energie», denkt sie, nimmt eine Handvoll, schiebt sie in den Mund. Die Gummibärchen bilden einen klebrigen Klumpen.

Vorwärts und aufwärts

Das Rettungsteam mit der Bahre kommt gut voran: Am Dienstagmorgen gegen 8:00 Uhr ist der Verunglückte in Biwak 2 in rund 500 Metern Tiefe. Eben haben sie jene Passagen bewältigt, die Lea und ihre Kollegen vor zwei Tagen eingerichtet hatten. Der Zustand des Patienten hat sich verbessert, er kann wieder selber trinken. Nach einer mehrstündigen Pause soll es weitergehen.

Um 8:00 Uhr morgens stehen Lea und ihre Kollegen auf, essen wieder Teigwaren. Dann machen sich für den Aufstieg bereit. Drei Stunden rechnen sie dafür. Sie kommen gut voran. Bis zum 180-Meter-Schacht. Nur immer eine Person kann an einer Seilpassage aufsteigen. Damit sich mehrere Personen gleichzeitig im Schacht bewegen können, sind die 180 Meter für den Aufstieg in 14 Seilpassagen unterteilt.

Trotzdem stehen die Retter Schlange. Nach einer guten Stunde ist Lea an der Reihe. Nur am Sitzgurt auf Brusthöhe gesichert, eine Metallklemme in einer Hand, an den Füßen Schlingen, die mit Widerhaken versehen sind und die sich in das Seil treiben, so hängt sie am Seil. Rund 1500 Mal schiebt Lea die Metallklemme am Seil hoch und greift mit der anderen Hand nach.

Dezimeter um Dezimeter stemmt sie sich so nach oben, wie an einer Stange. Am Ende einer jeden der 14 Seilpassagen, freischwebend und ohne die Möglichkeit, sich abzustützen, steigt sie um auf die nächste Passage. 13 Mal. Lea nennt es ironisch «eine Turnübung». Noch im Schacht hört sie den Helikopter rattern. Dann stemmt sie sich

den Trichter hoch, durch den Schnee, sieht Licht, spürt Wärme und ist draussen vor der Höhle. Geschafft. Endlich.

Draussen

Die Deutschen drücken Lea eine Dose Bier in die Hand, die Italiener ein Glas Wein, fragen lachend, ob sie die Gummibärchen gegessen habe, und reichen ihr einen Teller Pasta.

«12:53» wird Rolf Siegenthaler im Einsatzstützpunkt unten in Berchtesgaden hinter den Namen von Lea schreiben.

Lea hat Durst, trinkt Wein und Bier durcheinander. Hauptsache trinken. Setzt sich hin. Jetzt erst mal herunterkommen. «Und dann kam einer von der Bergwacht und hat gefragt, ob es mir gut gehe.» Ja, habe sie gesagt, aber sie habe grad etwas zu viel getrunken. «Sie waren so hilfsbereit.» Lea und ihre Kollegen stossen miteinander an, glücklich. Sie dürfen sagen, wann sie mit dem Helikopter zur Kaserne zurückfliegen möchten. «Meistens heisst es: Los, der Helikopter kommt», sagt Lea. Erst, als sie wieder in der Kaserne ist und unter der Dusche steht, überkommt sie die Erschöpfung. Einen zweiten Einsatz wird sie nicht machen.

Wie Lea diesmal in der Berchtesgadener Kaserne ist, erhält sie einen Badge, der sie als Retterin kenntlich macht. Nur so erhält sie Informationen aus der Höhle aus erster Hand, und nur mit Leuten mit Badge, so die Anweisung, soll sie über die Rettung sprechen. Zu gross ist das Interesse der Medien, die sich mit allen Mitteln Neuigkeiten auf der Höhle beschaffen. Auch der Einsatzstützpunkt im Dorf, wo sie anderntags vorbeischaute, ist inzwischen umzäunt. Die Fenster sind mit einem Sichtschutz belegt und bleiben geschlossen, damit kein noch so starkes Objektiv und kein Sender in den Raum dringen können.

Am Mittwoch geht Lea mit ihren Kollegen ins Thermalbad, auf Einladung der Bergwacht. Am Nachmittag werden sie zum Bahnhof nach Salzburg gefahren.

Die Rettung

In der Höhle ist das Rettungsteam mit der Bahre von Biwak 2 durch den Mäander zu Biwak 1 unterwegs. Die Hilfskräfte sind erschöpft. In der Mitte werden sie abgelöst. Der Gesundheitszustand des Verletzten hingegen ist weiterhin stabil. Abends um 19:00 Uhr gelangt die Bahre unten am 180-Meter-Schacht an. Am anderen Morgen früh um 5:30 Uhr hängen sie sie an die Seile und ziehen sie den Schacht hinauf, Stück für Stück. Am Donnerstag-Mittag, um 11:44 Uhr, 274 Stunden und 44 Minuten nach dem Unfall, ist Johann Westhauser gerettet und wird ins Spital geflogen. Als Lea die Nachricht erfährt, ist sie seit 12 Stunden wieder zurück und bereits wieder an der Arbeit. Sie denkt: «Ah, jetzt ist er draussen.» Alles kommt ihr vor wie ein Film: die Kaserne, die Höhle, die Flüge hin und her. Sie hat den Verletzten nicht gekannt, war nicht bei ihm, hat nur die Höhle eingerichtet, war ein Rädchen in der

ganzen Rettung. Sie denkt an ihr Team. Es war streng. Sie hat zwei Kilo abgenommen. Sie muss viel trinken. Dann wird es wieder gut. Erst später, über Internet, sieht sie die Bilder der Rettung. «Da erst habe ich gespürt: jetzt ist er gerettet. Das war schon sehr emotional.»

Ein paar Tage nach der Rettung füllt Lea das Formular der Höhlenretter aus. 600 Franken beträgt die Retterpauschale pro Tag. Die Hälfte davon geht, so die Abmachung, an die Speleo-Secours Schweiz, die so ihr Rettungsmaterial finanziert und unterhält. Die andere Hälfte wäre für sie, falls sie dies wünscht. Meistens verzichtet sie darauf. Wie die meisten anderen auch. Diesmal nimmt

sie die zweite Hälfte für sich. «Es war so viel Geld und Material im Spiel.»

Wie weiter?

Am 25. Juni findet in Bern ein Debriefing der Schweizer Höhlenretter statt. Mehr als 20 Höhlenretter nehmen daran teil, auch Lea und die Einsatzleiter sind da. Siegenthaler hält Rückschau und kündigt eine internationale Tagung an. Man will aus dem Fall lernen und die Strukturen in den verschiedenen Ländern unter die Lupe nehmen.



Grosse Erleichterung nach dem Einsatz: Zurück in Berchtesgaden.

Die Höhle am Untersberg bei Berchtesgaden ist seit der Rettung abgesperrt und verriegelt, mit Tonnen von Material im Innern. Einiges Material, die Seile, Anker und Karabiner, schätzt Rolf Siegenthaler, wird man in der Höhle lassen und den Höhlenforschern übergeben.

Doch die Bohrmaschinen und Akkus, die Schlafsäcke und Matten, die Kocher und Abfälle, sie sollen raus. Lea sagt, sie würde gerne dabei mithelfen und bei dieser Gelegenheit bis ganz nach unten steigen. Doch «sauber», wie es der Kodex der Höhlenforscher will, wird die Riesending-Höhle nie mehr sein. Zu viele Retter stiegen während der Rettung in die Riesending-Höhle hinein

und hinaus und haben dabei Spuren hinterlassen, die bleiben werden.

Anfang Juli verlässt Westhauser die Klinik und kann wieder nach Hause. Gegenüber den Medien sagt er, dass er bald wieder in die Höhle einsteigen wird. «Nur weil man eine Lebensmittelvergiftung hatte», sagt Rolf Siegenthaler, «hört man auch nicht mit Essen auf.» Kurz darauf verkündet der bayerische Staatsminister, dass der Staat die Kosten für die Helikopterflüge übernehmen wird. Wer die übrigen Kosten deckt, bleibt weiterhin unklar.

Es ist Mitte August, zwei Monate nach der Rettung. In zwei Tagen fliegt Lea nach Kathmandu zum Trekking in der Manaslu-Region im Nordwesten Nepals. Nur mehr ein paar wenige uner-

ledigte Dossiers sind auf dem Pult, dazwischen liegt ein Brief des Vizepräsidenten der Russisch-Orthodoxen Kirche der Italienischen Schweiz. «Ihr habt etwas vorgelebt», steht da geschrieben, «was seine tiefen Spuren in vielen Menschen hinterlassen wird. ... Was die Welt gesehen hat, das war eine ehrfurchtgebietende Grossleistung, eine Verschmelzung von Professionalität und Menschlichkeit.» Der Brief liegt da wie achtlos hingelegt. «Schön, wie die Leute reagiert haben», sagt Lea. Sie pinnt den Brief an die Wand. «Dass so viele Höhlenretter aus so vielen Ländern sich zusammengefunden haben, das ist grossartig», sagt sie. «Einer allein kann da nichts machen. Das geht nur im Team. Das ist der einzige Weg, wie so etwas funktionieren kann.»

Elsbeth Flüeler ist Geographin und Wanderjournalistin von Stans. Mit Lea Odermatt teilt sie die Begeisterung für die Berge.